

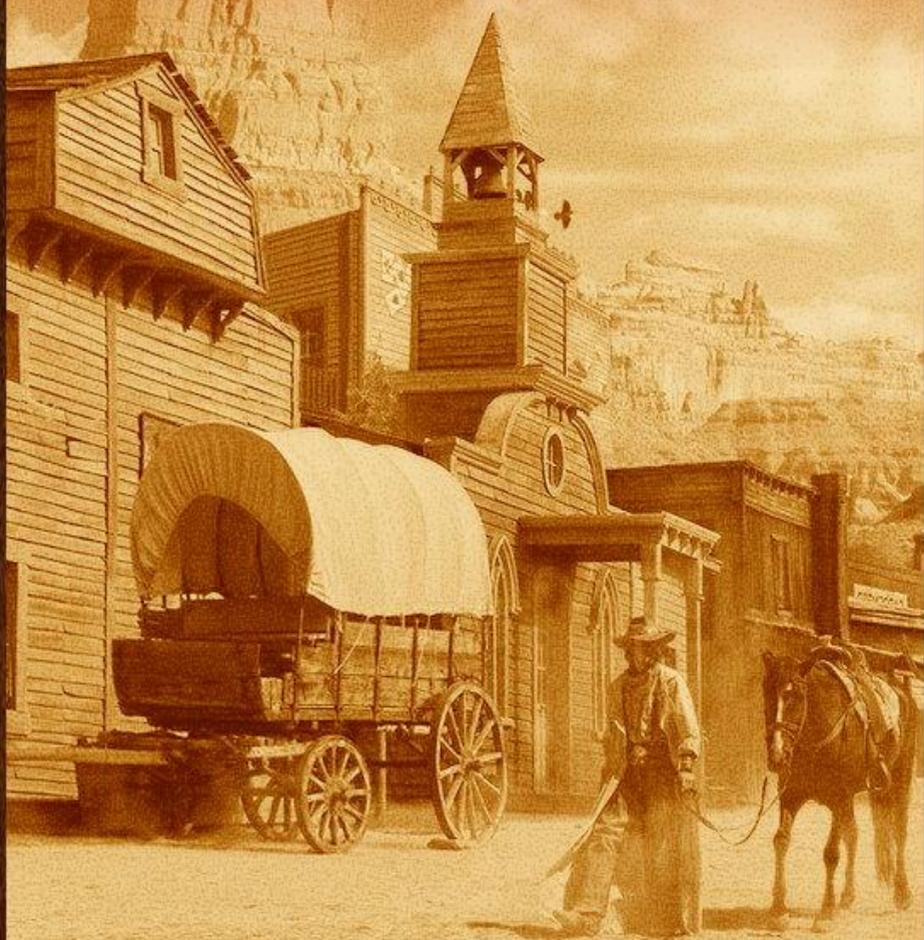


C. C. Slaterman

Marshal Crown

Band 25

Fahr zur Hölle, Marshal Crown



WESTERNSERIE



C. C. Slaterman

Marshal Crown

Fahr zur Hölle, Marshal Crown

Western

www.geisterspiegel.de

Cover © 2017 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2017 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Fahr zur Hölle, Marshal Crown

Der Mann, der an diesem Mittwochmorgen als Letzter in Rath City aus dem Zug kletterte, war nicht nur klein, krummbeinig und hager, sondern auch unbeschreiblich hässlich.

Außerdem stank er mindestens drei Meilen gegen den Wind.

Obwohl er noch keine dreißig Winter erlebt hatte, war sein eiförmiger Schädel nur noch von einigen wenigen, dünnen Haarsträhnen bedeckt; die ihm allerdings bis weit in die Stirn hinein fielen. Die wasserhellen Augen quollen ihm fast aus dem Kopf und auf der rechten Seite seiner Nase, die wie ein Geierschnabel aus dem knochigen Gesicht herausragte, thronte eine große, wie ein Blumenkohl aussehende Warze.

Anstelle von einem Hut hatte er sich zum Schutz vor der Texassonne einen Stoffetzen um die Stirn geschlungen, der wie der Rest einer alten, verschlissenen Indianerdecke aussah und vor Schmutz nur so starrte.

Überhaupt war seine ganze Kleidung unansehnlich und mit einer dunklen, speckig glänzenden Schicht aus Fett und Dreck überzogen, die sie im Laufe der Jahre wahrscheinlich unempfindlich gegen Regen und Schnee gemacht hatte, aber im Sommer garantiert die Fliegen in Schwärmen anzog. Mit jedem Schritt seiner dünnen Beine verströmte er eine Aura aus Schweiß, schalem Holzrauch und Pisse.

Das einzig wirklich Gepflegte an ihm war der 44erRemington Revolver, dessen brüniertes Lauf so blank poliert war, dass er in der Morgensonne wie die Eingangstür zum Bird Cage funkelte, dem nobelsten Puff von ganz Rath City.

Während die anderen Passagiere in Richtung Stationshaus eilten, blieb Wilbur Kane auf dem hölzernen Bahnsteig stehen und drehte sich mit der Linken eine Zigarette. Nachdem er sein Werk vollendet hatte, steckte er sich den Glimmstängel zwischen die Lippen, holte aus der Hosentasche ein Schwefelholz hervor und riss es am Daumennagel an. Genüsslich sog Kane den Tabakrauch in seine Lungen, um ihn Sekunden später in Form kreisrunder Rauchkringel wieder in die Luft zu blasen.

Die andere Hand schwebte dabei die ganze Zeit über dem Griff seines Revolvers. Seine Haltung entspannte sich erst wieder, als er den sandblonden Mann entdeckte, der am Stationshaus neben dem Fahrkartenschalter lehnte und scheinbar gelangweilt auf einem Strohalm herumkaute.

Er hatte ihn zwar nur einmal gesehen, aber er erkannte ihn sofort wieder.

Er war einer jener Männer, denen er vor Wochen fünfzig Dollar versprochen hatte, wenn sie für ihn eine bestimmte Person ausfindig machten. Kane warf die angerauchte Zigarette weg und ging langsam auf den Sandblonden zu.

»Und?«, schnappte er anstelle einer Begrüßung.

Der andere trat näher und verharrte.

Himmel, dachte der Mann, und rümpfte angewidert die Nase. *Der Kerl stinkt ja wie ein toter Hund, der mindestens eine Woche lang in der Sonne gelegen hat.* Aber das schien den Krummbeinigen überhaupt nicht zu interessieren, im Gegenteil, er kratzte sich noch ausgiebig im Schritt, während ihm der Blonde antwortete.

»Der Mann, den Sie suchen, heißt Crown, Jim Crown. Es gibt dabei allerdings ein kleines Problem.«

Kane stutzte und verzog das Gesicht.

»Und das wäre?«

»Crown ist der Town Marshal in dieser Stadt.«

Kane entblößte sein gelbes, lückenhaftes Gebiss zum Ansatz eines Lächelns.

»Na und? Deswegen ist er trotzdem nicht kugelfest.«

»Ich meine ja nur, sich mit einem Sternträger anzulegen, ist schließlich was anderes als ...«

»Als was?«, unterbrach Kane den Mann und machte eine abwertende Handbewegung. »Die Patronen meines Remingtons machen keinen Unterschied, sie sind für jeden tödlich.«

Dann griff er in seine Hosentasche und holte einen Geldschein hervor.

»Hier«, sagte er und hielt dem anderen die Fünzigdollarnote unter die Nase. »Nimm es und verschwinde, bevor ich es mir doch noch anders überlege. Ich brauche keine Ratschläge von anderen Leuten.«

Der Sandblonde straffte die Schultern, um etwas zu sagen, senkte aber nach einem kurzen Blick in die Augen von Kane den Kopf. Er nahm das Geld, drehte sich auf dem Absatz um und ging rasch in Richtung Stadtmitte.

»Der Kerl hat sie doch nicht mehr alle. Einen Marshal zu erschießen, der ist doch verrückt«, dachte er, während er immer schneller wurde.

Kane sah dem Mann nach, bis dieser zwischen den Häusern in einer Seitengasse verschwunden war. Dann spuckte er zu Boden, lockerte den Remington im Halfter und ging mit kurzen, schnellen Schritten am Stationshaus vorbei in Richtung Mainstreet.

Dort angekommen blieb er einen Moment lang stehen und sah sich um.

Die Rinderstadt war um diese frühe Morgenstunde noch fast ohne Leben. Vor dem Mercantile Store stand ein einziger Farmwagen, ein paar Frauen hasteten mit Einkaufskörben über die hölzernen Gehsteige und vor dem Büchsenmacherladen kehrte ein hagerer Endfünfziger mit einem Reisigbesen den Straßenstaub vor seinem Ladeneingang wieder zurück auf die Mainstreet.

Ansonsten war niemand zu sehen.

Kane wusste aus Erfahrung, dass solche Rinderstädte erst am Nachmittag wieder erwachten, wenn die Cowboys kamen und Karten, Whisky und andere Laster den Pulsschlag der Town vorgaben.

Deshalb wollte er die Sache auch so schnell wie möglich hinter sich bringen. Je weniger Leute in der Stadt waren, umso größer waren seine Chancen zur Flucht, und dass er flüchten musste, war ihm seit seiner Ankunft klar.

Kane spuckte erneut zu Boden und ging dann zielstrebig auf den Mietstall zu.

Als Erstes brauche ich ein gutes Pferd, ging es ihm durch den Kopf, während er durch das offene Stalltor trat, danach ein anständiges Steak und ein kaltes Bier.

Mit leerem Magen killt es sich schlecht.

Der Gedanke ließ Kane grinsen, denn dass er Crown im Revolverduell schlug, stand für ihn außer Frage.

Wilbur Kane schritt breitbeinig die Mainstreet der kleinen Rinderstadt Rath City hinunter.

Die Sonne stand hoch am Himmel.

Es war kurz nach dem Mittag, die Zeit der größten Tages-

hitze. Jeder suchte den Schatten, deshalb waren die Straßen fast menschenleer.

Kane wusste, dass es der ideale Zeitpunkt war. Als am Ende der Straße Marshal Crown auf den hölzernen Sidewalk trat und die Tür zu seinem Office hinter sich ins Schloss zog, beschleunigte er unwillkürlich seine Schritte.

Crown, der eigentlich auf dem Weg zum Schulhaus war, blieb abwartend stehen.

Es war zwar nicht ungewöhnlich, dass jemand während der Siesta durch die Straßen eilte, aber irgendetwas an dem Mann ließ ihn verharren. Er wusste zwar nicht, was es war, aber er war lange genug Marshal, um auf seinen Instinkt zu hören.

Automatisch schlug er den Rockschoß seiner Anzugsjacke zurück, sodass der Griff des 45er deutlich zu sehen war.

»Crown?«, rief der Fremde und blieb unvermittelt stehen. Seine Haltung hatte sich inzwischen merklich gestrafft.

Der Marshal hob den Kopf und schaute den Mann neugierig an.

»Jim Crown?«

»Yeah, das ist mein Name. Was willst du?«

»Ich bin Wilbur Kane«, sagte der Mann. »Ich habe lange nach dir gesucht. Ich hätte nie geglaubt, dich noch hier anzutreffen.«

»Wieso?«

»Wir, also Dad und meine Brüder, dachten, dass du nach der Sache mit Billy sofort aus der Stadt verschwunden bist.«

Crown runzelte nachdenklich die Stirn. *Wovon redete der Kerl da?*

»Wieso? Und wer zum Teufel ist Billy?«

»Schon mal was von den Kanes gehört?«

»Nein«, behauptete Crown, obwohl in seinem Hinterkopf allmählich ein schrecklicher Verdacht heranwuchs.

»Pech für dich, denn ich bin hier, um dich zu töten!«

In Crowns Augen blitzte es auf. »Warum?«

Kane lachte gallig. »Das fragst du noch, du Scheißkerl? Erinnerst du dich nicht mehr an den Mann, den ihr im letzten Jahr bis in die Cap Rocks gejagt und dann erschossen habt? Du und dein verschissener Indianerfreund. Der Name des Mannes war Kane, Billy Kane. Er war mein Bruder!«¹

Killer Kane!

Die Erkenntnis durchzuckte Crown wie ein Blitzstrahl.

Er hatte die Gedanken an Kane, jenen wahnsinnigen Killer, der damals alle Passagiere einer Überlandkutsche ermordet und dann seine Verlobte verschleppt und misshandelt hatte, längst wieder aus seinem Gedächtnis gestrichen. Ein Fehler, wie er sich eingestehen musste, sonst hätte ihn das Auftauchen seines Bruders nicht so überrascht.

Crown erstarrte und blickte sein Gegenüber durchdringend an.

Er bewegte sich erst wieder, als er in Kanes Schulter ein leichtes Zucken bemerkte.

Seine Rechte glitt im selben Moment zum Revolver, als Kane zur Waffe griff.

Der Colt schien von alleine in seine Hand zu springen.

Kane war schnell, aber trotzdem zeigte der Lauf seines Remingtons noch schräg zu Boden, als es an der Hüfte des Marshals bereits aufblitzte.

¹ Siehe Marshal Crown Band 19 *Hetzjagd ohne Gnade*

Das Brüllen seiner großkalibrigen Waffe hallte überlaut durch die Straße.

Wilbur Kane wurde durch die Wucht des Kugelschlags fast aus den Stiefeln gehoben.

Er ruderte mit den Armen und einen Moment lang hatte es den Anschein, als würde er fliegen.

Aber nur für einen Moment.

Dann krachte er rücklings in den Straßenstaub.

Der Remington war dabei längst seiner Faust entglitten und in seinen Augen stand ein Ausdruck grenzenloser Verwunderung. Kane zog die Beine an und röchelte. Ein letztes Zittern durchlief seinen hageren Körper, dann lag er still.

Crown steckte den Revolver zurück ins Holster und ging auf den Toten zu.

Inzwischen kamen immer mehr Menschen auf die Straße. Der Schuss hatte die Bürger aus ihrem Mittagsschlaf gerissen.

»Heilige Scheiße«, sagte Smoky und deutete ungläubig auf den großen Stapel an Steckbriefen und Telegrammen, die Crown vor sich auf dem Schreibtisch ausgebreitet hatte. »Da hast du dir ja was Schönes eingehandelt. Diese Kane-Sippe scheint ja alles andere als harmlos zu sein.«

»Und das ist noch untertrieben«, mischte sich Mason in die Unterhaltung ein und deutete auf die Papiere. »Wenn das alles stimmt, was hier steht, scheint dieser ganze Clan nur aus Mördern, Viehdieben und Postkutschenräubern zu bestehen.«

»Hier«, sagte der Büchsenmacher und tippte mit dem Zei-

gefingert auf einen der Steckbriefe. »William Kane, das Oberhaupt dieser prächtigen Familie, gesucht wegen Postkutschenüberfall, Pferdediebstahl und bewaffneten Widerstand gegen einen Sheriff und seinen Deputy, die ihn verhaften wollten. Oder hier, sein ältester Sohn Howard, ein zweifacher Mörder und Schläger. Selbst seine beiden Jüngsten, Mike und Tom, sind keine unbeschriebenen Blätter mehr und Billy und Wilbur, die du erschossen hast, waren ebenfalls keinen Deut besser. Genauso wie die Verwandtschaft, nach Frank, Williams Bruder wird als Bankräuber gefahndet und nach dessen Sohn Bob wegen Vergewaltigung und Diebstahl. Kein Wunder, flattern hier im Stundentakt Telegramme und Steckbriefe aus dem ganzen Land ein, seitdem du dich bei den umliegenden Gesetzesvertretern nach den Kanes erkundigt hast. Ich muss schon sagen, wahrlich eine feine Sippe, mit der du dich da angelegt hast.«

»Henry hat recht«, sagte Smoky. »Du musst dir was einfallen lassen, und zwar schnell.«

»Wie meinst du das?«

»Wie wohl? Wir wissen inzwischen ja alle, dass diese Familie nicht nur überaus zahlreich, sondern auch ziemlich nachtragend ist. Verdammt Jim, du willst nächste Woche heiraten und da draußen läuft ein halbes Dutzend Mörder herum, die es auf dich abgesehen haben. Wenn wir ihnen nicht zuvorkommen, sehe ich schwarz für deine Hochzeit.«

»Und wie sollen wir ihnen deiner Meinung nach zuvorkommen?«, erwiderte Crown und richtete den Blick auf seine beiden Freunde. »Die Fährten dieser Mistkerle ziehen sich doch durch ganz Texas. Wir können nicht gleichzeitig in El Paso, Fort Worth oder in Brownsville sein.«

»Das nicht, aber du könntest deine Hochzeit so lange verschieben, bis man die Kanes ausfindig gemacht hat. So, wie ich das gelesen habe, ist inzwischen bereits ein US-Marshal auf ihrer Spur.«

»Das kommt überhaupt nicht infrage«, protestierte Crown. »Ich habe mit Linda bereits gestern über dieses Thema gesprochen, kurz nachdem man Wilbur Kane zum Coroner gebracht hat. Sie ist derselben Meinung wie ich, die Hochzeit wird nicht verschoben! Wäre ja noch schöner, wenn ich als Marshal vor diesen Verbrechern kneifen würde. Dann kann ich meinen Stern gleich abgeben.«

Mason nickte düster. »Einerseits kann ich dich ja verstehen, aber andererseits bringst du Linda damit auch in Gefahr.«

Crown lachte trocken. »Das habe ich ihr auch versucht zu erklären, aber wisst ihr, was sie mir darauf geantwortet hat?«

Smoky und der Büchsenmacher rissen in Erwartung der Antwort ihren Mund soweit auf, dass sogar ein Pferd hindurchgaloppieren konnte. Der Marshal grinste und antwortete den beiden, bevor sie endgültig ihre Ohren verschluckten.

»Sie hat gesagt, dass sie wusste, auf was sie sich mit mir eingelassen hat. Ich soll das tun, was ich denke, und mich nicht verbiegen lassen. Sie will schließlich mich und nicht irgendeinen Schlappschwanz heiraten.«

Smoky piff anerkennend durch die Zähne.

»Wow, was für eine Frau. Verdammt Jim, Linda hat nicht zufälligerweise eine ältere Schwester?«

Obwohl die Situation für ihn alles andere als leicht war, musste Crown lauthals loslachen.

Auch Mason konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen im Gegensatz zu Smoky.

Der Oldtimer wirkte plötzlich etwas verschnupft.

»Möchte bloß wissen, was es da zu lachen gibt?«, knurrte er.

»Sagen wir es einmal so«, erwiderte Mason. »Du bist nun mal nicht mehr der Jüngste.«

»Pah, wenn du damit auf ein gewisses Thema anspielst, sage ich dir nur eins. Solange die Kirche nicht aus ist, wird gesungen, und bei mir ist die Kirche noch lange nicht aus, wenn du verstehst, was ich meine.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, ging der Oldtimer zur Tür.

»Wo willst du hin?«, wollte Jim wissen.

»Weiß ich noch nicht. Jedenfalls dahin, wo man nicht über mich lacht.« Sprachs und stiefelte aus dem Office.

Kopfschüttelnd blickte Mason dem Deputy nach. »Ich wusste gar nicht, dass sich Smoky in seinem Alter noch so viel aus Frauen macht. Ich dachte bisher immer, dass er ein eingefleischter Junggeselle ist, der sich eher für seine Maiskolbenpfeife interessiert als für die Damenwelt.«

Crown grinste feixend. »Täusch dich mal nicht. Der alte Knabe hat es immer noch faustdick hinter den Ohren. Es ist noch gar nicht solange her, da hat er an seinem Geburtstag im Bird Cage gleich mehrere der dort beschäftigten Damen beglückt.«²

Einen Moment lang verharrte der Büchsenmacher sichtlich perplex und schüttelte nur den Kopf. Dann begann er

² Siehe Marshal Crown Band 6 *Der Colt ist das Gesetz*

wissend zu grinsen. »Oha, also steht bei unserem Deputy außer seiner Pfeife auch noch etwas anderes unter Feuer ...«

Die beiden Freunde ergingen sich noch in einigen Anspielungen, bis sich auch Mason irgendwann wieder verabschiedete und Crown allein in seinem Büro zurückblieb.

Während er die Steckbriefe und die anderen Papiere in die Schubladen seines Schreibtisches einsortierte, schweiften seine Gedanken immer wieder ab. Je länger er über die Kanes, diese Mördersippe, nachdachte, umso mehr wurde ihm bewusst, dass er tatsächlich irgendetwas unternehmen musste.

Der letzte Glockenschlag der kleinen Kapelle von Alamocitas war gerade verklungen, als im Norden der Siedlung dumpfer Hufschlag aufkam.

Sie kamen vom Edwards Plateau herunter.

Drei Männer, die aussahen, als hätte sie die Hölle ausgespuckt.

Unrasiert, mit strähnigen Haaren und zerlumpten Kleidern, aber bewaffnet bis an die Zähne.

Jeder von ihnen trug zwei Revolver im Holster, dazu entweder ein Messer, eine Machete oder einen Tomahawk im Gürtel sowie im Sattelscabbard ein Gewehr.

Sie ritten nebeneinander.

»Jesus«, sagte der jüngste der Reiter, nachdem sie das Ortsschild passiert hatten, und machte eine weitreichende Handbewegung. »Jetzt seht euch das mal an. Verdammt, Onkel William, in was für ein gottverlassenes Drecksnest

schleppst du uns da eigentlich?«

Der Angesprochene, ein Mann wie ein Baum mit einem riesigen quadratischen Schädel und Schultern so breit wie ein Wandschrank, verzog das Gesicht zu einem wölfischen Grinsen.

»Mäßige dich, Bob«, sagte er und deutete auf die Ansammlung der etwa zwei Dutzend Adobelehmbauten, die sich weit verstreut im Ufergebüsch des kleinen Flüsschens duckten. »Das hier ist schließlich Alamocitas, die Perle vom Sweetwater Creek.«

Bob Kane schüttelte missmutig den Kopf. »Perle sagst du? Für mich sieht das hier eher aus wie der Arsch der Welt. Verdammt, was wollen wir hier in diesem Loch? Sagtest du nicht, dass wir in Rath City eine Familiensache zu erledigen haben?«

William Kane drehte statt einer Antwort den Kopf, bleckte die Zähne und bedachte den Reiter neben sich, der ihm wie aus dem Gesicht geschnitten glich, mit einem vorwurfsvollen Blick.

»Ist dein Sohnmann eigentlich immer so ungeduldig?«

Frank Kane legte die Stirn in Falten. »Was erwartest du, Bruderherz? Er hat schließlich das gleiche unruhige Blut wie wir alle. Aber er hat recht, was willst du hier? Wollten wir uns nicht in Rath City diesen Crown, oder wie der Dreckskerl von Marshal heißt, vorknöpfen? Soweit ich das verstanden habe, hat dieses Arschloch doch zwei von unseren Jungs erledigt.«

Williams Gesicht verfinsterte sich schlagartig. Allein der Gedanke an seine toten Söhne erfüllte ihn mit kalter Wut.

»Das werden wir auch, nur keine Angst«, sagte er düster. »Aber so einfach geht das nicht. Crown ist in dieser Stadt

Marshal und hat als solcher sicher die halbe Bürgerschaft im Rücken. Das heißt, wir brauchen einen Plan, wie wir es anstellen, ihn umzulegen, ohne dass uns gleich ein Aufgebot auf den Fersen ist, und wir brauchen vor allem mehr Männer. Deshalb habe ich alle meine Jungs, also Howard, Mike und auch Tom benachrichtigt. Wir treffen uns in Alamoctas, weil man uns da im Gegensatz zu Rath City in Ruhe lässt. In der Rinderstadt gibt es mindestens fünfzig Männer, die mit einer Waffe umgehen und uns Schwierigkeiten bereiten können. Hier ist es höchstens ein Dutzend, aber allesamt Krautbauern und Mexikaner, die uns garantiert in Ruhe lassen, wenn wir ihnen unsere Colts unter die Nase halten. Aus diesem Grund habe ich das Dorf auch ausgewählt.«

Frank pfiff anerkennend durch die Zähne. »Das war mal wieder eine ziemlich schlaue Idee von dir. Kein Wunder, dass Pa damals dich als Familienoberhaupt bestimmt hat, falls es ihn einmal erwischen sollte.«

»Hat dich das gewundert? Ich war im Gegensatz zu euch allen ja auch in der Schule.«

Frank zog die Stirn kraus. »Aber auch nur, weil Pa darauf bestanden hatte, also bilde dir darauf bloß nicht so viel ein. Aber lassen wir die alten Geschichten, erklär uns lieber, wie es jetzt weitergeht.«

»Ganz einfach, wir reiten da jetzt hin, quartieren uns im Saloon ein und warten auf meine Jungs. Solange können wir ja was essen.«

»Wie ... essen?«, sagte Bob. »Und was ist mit Schnaps und Weibern?«

»Das, mein Lieber, kannst du vergessen«, sagte William Kane entschieden. Die Schärfe in seiner Stimme ließ sogar

seinen Bruder aufhorchen.

»Es wird erst wieder gesoffen, wenn die Sache zu Ende ist, und das meine ich mit vollem Ernst. Ich brauch jeden von euch, und zwar nüchtern und mit klarem Kopf. Das heißt auch keine Karten oder Weiber. Wer sich nicht daran hält, bekommt es mit mir zu tun.«

»Jetzt übertreib mal nicht. Ein bisschen Spaß kannst du dem Jungen ja gönnen.«

Frank hatte kaum ausgeredet, als sein Bruder wie eine Klapperschlange herumfuhr, der man auf den Schwanz getreten war.

»Spaß sagst du?«, zischte William. »Den wollten Billy und Wilbur auch. Jetzt liegen beide auf dem Stiefelhügel von Rath City. Findest du das auch spaßig?«

Frank schwieg und senkte den Blick.

Er kannte seinen Bruder lange genug, um zu wissen, dass bei seiner momentanen Stimmung jedes Wort zu viel war. Auch Bob, der sonst zu allem seinen Senf dazugeben musste, schien zu der Erkenntnis gekommen zu sein, dass es besser war, diesmal den Mund zu halten.

Schweigend lenkten die Männer ihre Pferde durch das Gewirr der windschiefen Adobelehmbauten auf das größte Gebäude der kleinen Siedlung zu; ein Gemischtwarenladen, an dem man im Laufe der Jahre erst einen Saloon und dann noch ein Boardinghouse angebaut hatte. Die drei zügelten ihre Pferde vor dem Haltebalken, stiegen aus den Sätteln und schlangen die Zügel um den Querholm.

William Kane betrat das Gebäude als Erster.

Mit einer unduldsamen Armbewegung stieß er den Perlvorhang an der Eingangstür zur Seite und ging in den einfach eingerichteten Store hinein. Der Laden war ziemlich

klein und verlassen, was ihn angesichts der vielen leeren Regale und dem fingerdicken Staub auf der Verkaufstheke auch nicht verwunderte. Während hinter ihm sein Bruder und sein Neffe in den Raum drängten, öffnete sich neben der Theke eine kleine Seitentür und spuckte einen dicken Mexikaner mit öligen Haaren und olivbraunem Gesicht aus.

Als er die drei Neuankömmlinge entdeckte, breitete er die Arme aus und lächelte geschäftsmäßig.

»Buenas Dias, willkommen in Miguel Sandolos Haus. Was kann ich für die Señores tun?«

»Wir brauchen ein Zimmer für eine Nacht oder vielleicht auch zwei, dann jemanden, der sich um unsere Pferde kümmert, und etwas zu essen. Und Kaffee natürlich, jede Menge Kaffee, kriegst du das auf die Reihe?«

Der Mexikaner legte den Kopf schief und verzog das feiste Gesicht zu einem unglücklichen Lächeln. »Das ist kein Problem, aber das kostet natürlich eine Kleinigkeit. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, aber die Zeiten sind hart, und deshalb müsste ich auf eine kleine Anzahlung bestehen. Ich habe eine Frau und sechs Töchter, die mir die Haare vom Kopf fressen und ...«

»Wie viel?«, unterbrach William den Redefluss des Fettes.

»Einen Dollar von jedem«, sagte der Mexikaner leise und zog angesichts der waffenstarrenden Männer vorsichtshalber schon mal den Kopf zwischen die Schultern.

Kane grinste, langte in die Seitentasche seiner ärmellosen Kalbfellweste und warf dem Ladenbesitzer eine Münze zu.

»Schätze, das reicht vorläufig, oder?«

Die Augen des Mexikaners wurden angesichts des Half

Eagle³ so groß wie Wagenräder. Er verbeugte sich geföhlt mindestens eintausend Mal, drehte sich danach abrupt auf dem Absatz um und schrie in breitestem mexikanisch-texanischem Kauderwelsch durch jene Tür, durch die er vor wenigen Minuten den Laden betreten hatte, dass eine gewisse Selina gefälligst ihren fetten Arsch in Bewegung setzen sollte.

Dann wandte er sich wieder Kane und seinen Begleitern zu.

»Folgen Sie mir, Señores«, sagte er und watschelte vom Laden aus in den angrenzenden Saloon. »Ich zeige Ihnen jetzt Ihre Zimmer.«

»So kenne ich dich ja gar nicht«, flüsterte Frank seinem Bruder zu, während sie dem Mexikaner folgten. »Früher hättest du dem Greaser in den Arsch getreten, wenn er nach einer Anzahlung gefragt hätte. Was ist los mit dir, William? Du wirst doch wohl nicht alt.«

»Nein Bruderherz, nur vorsichtig. Wir können uns bei dem, was wir vorhaben, kein Aufsehen leisten. Das solltest du auch deinem Jungen klar machen, sonst mach ich es, verstanden?«

Frank wusste, auch ohne zu fragen, was sein Bruder damit meinte.

Die kleine schwarzhaarige Mexikanerin, die scheinbar wie aus dem Nichts aufgetaucht war und sich bei dem Wirt eingehakt hatte, sagte ihm mehr als tausend Worte.

Sie war ziemlich jung und dem Aussehen nach eine der Töchter des Fetten. Frank ahnte, dass es Probleme geben

³ Umgangssprachliche Bezeichnung für eine 5-Dollar-Münze

würde, wenn sie weiterhin vor den Augen seines Sohnes so aufreizend mit dem Arsch wackelte wie momentan.

Als Maria Sandolo die Augen aufschlug, war es draußen noch dunkel. Irritiert blickte sich die junge Frau in ihrem Zimmer um.

Der Stand des Mondes, dessen Licht einen silbernen Fleck in die Mitte ihres Zimmers gezaubert hatte, zeigte ihr an, dass Mitternacht noch nicht allzu lange vorbei sein konnte. Trotzdem war sie wach.

Irgendetwas hatte sie geweckt.

Schlaftrunken hob sie den Kopf und ließ ihre Blicke zwischen Fenster und Zimmertür hin und her schweifen.

Aber da war nichts.

Das Dorf schien wie immer um diese Zeit zu schlafen und im Haus war außer dem Knacken und Knarzen der Dachbalken nichts zu hören. Aber das war jeden Sommer so, wenn die Kälte der Nacht in das von der Tageshitze aufgeheizte Holz kroch.

Verärgert über die Störung ließ sich Maria wieder in das Kissen fallen und schloss die Augen.

Sie musste schnell wieder einschlafen, denn die Nacht war kurz und ihr Tagewerk lang und hart. Dabei half ihr der Gedanke an die vielen Tejanos, die hier eingetroffen waren.

Dem Aussehen nach waren sie alle miteinander verwandt, sowohl die drei, die vorgestern angekommen waren als auch die drei von gestern. Anfangs war ihr angesichts der vielen schwerbewaffneten Männer schon etwas mulmig

zumute gewesen, aber zu ihrer Überraschung entpuppten sich die Tejanos als überaus angenehme Gäste. Sie tranken nicht und fluchten nicht und machten auch sonst keinen Ärger. Stattdessen saßen sie den ganzen Tag auf ihren Zimmern und kamen nur zum Essen in den Saloon.

Okay, die Männer waren bis auf eine Ausnahme alle ziemlich hässlich, aber sie waren gut für das Geschäft ihres Vaters. Vor allem ihre Dollars, von denen jeder einzelne mehr wert war als das ganze Geld der Mexikaner, die hier jede Woche vorbeikamen und die Pesos bündelweise in den Taschen trugen.

Sie hätte zu gerne gewusst, was die Männer im Schilde führten, aber alle ihre Fragen wurden nur mit einem Brummen oder einer vielsagenden Bemerkung beantwortet.

Bis jetzt, aber das würde sich bald ändern, denn trotz ihrer erst siebzehn Jahre war sie Frau genug, um zu spüren, wie sie einer der Jüngeren – die Männer nannten ihn Bob – regelrecht mit seinen Blicken auszog, sobald sie sich sahen. *Wenn ich ihm erlaube, mich zu küssen, weiß ich garantiert keine Stunde später, was die Männer planen*, dachte Maria.

Bei dem Gedanken daran stahl sich ein Lächeln in ihr Gesicht. Dann drehte sie sich auf die Seite und schlief rasch wieder ein.

Aber nur für kurze Zeit.

Als sie das nächste Mal die Augen öffnete, war es immer noch dunkel, dem Stand des Mondes nach war keine halbe Stunde vergangen.

Aber diesmal war das Erwachen anders.

Es war grausam!

Kaum hatte sie im Unterbewusstsein jene schemenhafte Bewegung neben ihrem Bett registriert, die sie jäh aus ih-

rem Halbschlaf gerissen hatte, spürte sie auch schon eine harte, schwielige Hand, die sich wie ein Schraubstock um ihren Mund und den Unterkiefer legte.

Aber das war erst der Anfang.

Gleichzeitig wühlte sich nämlich eine weitere Hand unter die Bettdecke und drängte sich mit Zeige- und Ringfinger beinahe brutal zwischen ihre Schenkel.

Maria bog den Rücken durch und wollte schreien, als die beiden Finger in sie eindrangten. Aber die Hand auf ihrem Mund ließ nur ein leises Röcheln zu.

Ihr wurde schwarz vor Augen.

Das Gefühl, innerlich zerrissen zu werden, war so stark, dass sie in Ohnmacht fiel.

Eine gnädige Ohnmacht, die es ihr ersparte mit anzusehen, wie die Gestalt die Finger aus ihr nahm und dafür am Gürtel seiner Hose nestelte.

Der Krach, den seine Zimmertür verursachte, während sie gegen die dahinterliegende Wand knallte, weil sie jemand aufgetreten hatte, ließ Frank Kane beinahe senkrecht in seinem Bett hochfahren.

Instinktiv fuhr seine Rechte unter das Kopfkissen, wo sein Revolver lag. Die Hand legte sich auf den zerschrammten Griff des 45ers und verharrte erst, als er im Halbschlaf die Umrisse seines Bruders erkannte, der inzwischen neben ihm am Bett stand.

»Bist du verrückt geworden?«, schnappte Frank. »Was soll die Scheiße, mich um diese Uhrzeit zu wecken! Weißt du eigentlich, wie spät es ist?«

Statt einer Antwort zog William die Bettdecke seines Bruders zurück.

»Halts Maul und steh auf. Wir müssen von hier verschwinden, und zwar schnell!«

»Bist du verrückt geworden? Ich denke nicht mal daran. Die Zimmer sind schließlich noch bis übermorgen bezahlt.«

»Mag sein, aber wenn wir nicht verschwinden, ist es fraglich, ob wir bis dahin noch leben.«

Mit einem Satz war Frank aus dem Bett. »Was ist passiert?«

William antwortete mit einer Gegenfrage. »Habe ich nicht erst vor zwei Tagen gesagt, dass wir die Finger vom Schnaps und den Weibern lassen, solange wir hier sind?«

»Natürlich, wir haben uns ja auch alle daran gehalten.«

»Anscheinend nicht!«

Frank Kanes Haltung versteifte sich jäh. »Was willst du damit sagen?«

»Nicht viel«, sagte William mit einer Stimme, die geradezu vor Hohn tropfte. »Aber wenn ich gewusst hätte, dass dein Sohn sein Hirn im Schwanz statt in seinem Schädel mit sich herumträgt, hätte ich ihn erst gar nicht mitgenommen.«

»Bob? Was zum Teufel hat er getan?«

»Was er getan hat? Während wir alle geschlafen haben, hat sich dein sauberer Herr Sohn in das Zimmer von Sandolos ältester Tochter geschlichen und dem Mädchen die Finger seiner Rechten zwischen die Beine geschoben. Ich musste dem Greaser fast einhundert Dollar unter die Nase halten, um ihn davon abzubringen, ganz Alamocitas auf uns zu hetzen. Wir haben genau eine Stunde Zeit, um von hier zu verschwinden, ansonsten bekommen wir es nicht

nur mit den Dorfbewohnern, sondern auch mit Sandolos Verwandtschaft zu tun. Und wie groß die bei sechs Töchtern ist, kannst du dir ja wohl denken.«

»Scheiße! Wo ist Bob jetzt?«

»Draußen am Pferdetrog vor dem Saloon. Er kühlt gerade sein blaues Auge.«

»Wieso hat er ein blaues Auge?«

William lachte kalt. »Weil ich ihm die Fresse poliert habe. Der Bengel kann froh sein, dass er dein Sohn ist. Jeden anderen hätte ich sofort über den Haufen geschossen.«

Frank knurrte ungehalten und wollte seinen Bruder gerade daran erinnern, dass dessen Söhne auch keine Chorknaben waren, als draußen plötzlich Stimmen laut wurden.

»Was ist das für ein Krach?«

William Kane legte den Kopf schief und lauschte einen Moment lang dem Lärm. Dann zuckte er zusammen und fluchte.

»Scheiße, ich hätte nicht gedacht, dass sich die Greaser so schnell zusammenrotten. Los, zieh dich an. Ich weck inzwischen die anderen. Wir müssen von hier verschwinden, und zwar schnell.«

In diesem Moment krachte ein Schuss.

Als die Morgensonne das Land mit ihrem purpurnem Licht überzog, lenkte William Kane seinen hellbraunen Falben auf ein kleines Palo Verde-Wäldchen zu, dessen Baumkronen sich vor ihnen auf einer Anhöhe im Wind wiegten.

Oben angekommen stieg William vom Pferd, nahm den Sattel ab und schlang die Zügel um einen der Baumstäm-

me.

Die anderen folgten seinem Beispiel.

Frank begann das trockene Holz, das sein Neffe Mike vom Boden aufgesammelt hatte, sorgfältig aufzuschichten und zündete es schließlich an.

»Nichts zu sehen«, sagte Howard Kane, der umhergegangen war und sich umgesehen hatte. »Ich schätze, wir haben die Greaser abgehängt.«

Sein Vater schüttelte den Kopf und blickte ihn düster an. »Täusch dich da mal nicht, im Gegensatz zu uns kennen die Mexikaner das Land wie ihre Westentasche. Ich werde erst wieder ruhig schlafen, wenn wir den Red River überquert haben, denn über den Fluss werden sie sich wohl kaum trauen. Das ist dann doch zu weit von ihrem Dorf weg. So lange werden sie ihre Frauen und Kinder nicht alleine in Alamocitas lassen.«

Inzwischen hatte Frank Kane einen Dreifuß über das Feuer gestellt und einen rußgeschwärzten Kaffeekessel daran gehängt.

»He Bob«, sagte er zu seinem Sohn. »Gib mir mal eine Wasserflasche, sonst wird das mit dem Kaffee heute nichts mehr.«

»So, wie du dich anstellst, wird das sowieso nichts mehr. Warum zum Teufel hältst du das Feuer so niedrig? Das Wasser braucht ja eine Ewigkeit, bis es endlich kocht.«

»Weil ich genauso denke wie dein Onkel. Wir sind noch nicht in Sicherheit, aber die Pferde und wir brauchen diese Pause, sonst gehen wir kaputt. Deshalb ist mir langsam kochendes Wasser lieber als das Risiko, durch ein großes Feuer entdeckt zu werden. Ich habe es nicht so gerne, wenn ich ein Greasermesser an der Kehle spüre.«

»Pah!«, sagte Bob verächtlich, während er seinem Vater die fellumspannte Wasserflasche zuwarf. »Du bist genauso wie dein Bruder. Wenn man euch so reden hört, könnte man meinen, zwei alte Männer vor sich zu haben.«

»Lieber alt und weise, als jung und dumm!«, sagte William Kane hart. »Wenn du nur ein bisschen Grips in der Birne hättest, säßen wir jetzt nicht in dieser Scheiße!«

Bob Kane drehte sich wie ein gereizter Puma auf dem Absatz herum. »Willst du damit etwa andeuten, dass ich dumm bin?«, fauchte er. »Pass auf, was du sagst, alter Mann, sonst ...«

»Was sonst? Los! Spuck's aus oder soll ich dir noch mal was aufs Maul geben?«

Bob zitterte vor Wut, als er antwortete. »Du! Dass ich nicht lache! Du konntest mich einmal überraschen, aber das gelingt dir kein zweites Mal.«

»Das reicht«, sagte Frank, der hinter ihm am Feuer kniete.

Bob fuhr herum. »Halte dich da heraus, Vater. Ich lasse mir von ihm nichts mehr gefallen! Die Zeiten sind vorbei!«

Frank schüttelte den Kopf. »Sieh dich vor«, warnte er. »Auch wenn dein Onkel inzwischen auf die sechzig zugeht, solch einen Heißsporn wie dich schlägt er trotzdem immer noch ungespitzt in den Boden.«

»Leck mich!«, schrie Bob und stürmte ungestüm nach vorne.

Er kam gerade zwei Schritte weit, als ihn die felsenharte Faust seines Onkels voll am Kinn traf. Bob taumelte zurück, fing sich und schlug eine Rechte und dann eine Linke.

William wich beiden Hieben mühelos aus.

Dann schlug er zurück.

Seine Rechte traf Bob in die Magengrube, und als sich

sein Neffe würgend vornüber beugte, krachte ihm Williams Faust an die Schläfe. Bob fiel auf die Knie, schüttelte den Kopf und versuchte wieder aufzustehen. In gleichen Moment traf ihn ein Stiefeltritt am Kinn, der ihn zu Boden schleuderte, wo er bewusstlos liegen blieb.

Kane trat zurück und blickte sich schwer atmend um.

»Was ist?«, knurrte er angriffslustig. »Noch jemand, der sich mit einem alten Mann anlegen will?«

Frank lachte trocken, holte aus seiner Satteltasche eine Whiskyflasche und zog ihr mit den Zähnen den Korken aus dem Flaschenhals.

»Lass gut sein. Ich denke, die Jungs haben es kapiert. Trinken wir lieber einen.«

Betroffen wandte sich Tom, der Jüngste der Sippe, zur Seite.

Mein Gott, wie die Tiere!, durchzuckte es ihn. In was für eine Familie bin ich da nur hineingeboren?

Jim Crown rückte die schwarze Schnürsenkelkrawatte zurecht, fuhr sich mit den gespreizten Fingern seiner Rechten durch das Haar und schlüpfte schließlich in seine dunkle Anzugsjacke.

Dann steckte er den Marshalstern in die Tasche und schnippte sich mit den Fingerspitzen einen imaginären Staubfussel vom Revers.

Er war gerade dabei, den breitrandigen Texashut auf seinem Kopf zurechtzurücken, als die Tür zum Office aufging und Smoky in das Büro platzte.

»Wo zum Teufel warst du so lange?«, fragte der den Old-

timer, während er sich in Ermangelung eines Spiegels prüfend in einem der Bürofenster musterte, deren Fensterläden er zu diesem Zweck geschlossen hatte.

»In der Wäscherei beim Chinesen, verdammt noch mal.«

Der Marshal zog verwundert die rechte Augenbraue hoch. »Beim Chinesen?«, echote er.

»Ja verdammt, wo denn sonst?«, antwortete Smoky grummelnd. »Kein Mensch hat mir gesagt, dass man zu einer Hochzeit mit gebügelten Hosen kommen muss.«

Crown verkniff sich ein Grinsen und betrachtete seinen Deputy wohlwollend.

Der Oldtimer, der sonst das ganze Jahr über mit einer speckigen Leinenhose, einem karierten Baumwollhemd und ausgetretenen Armeestiefeln durch die Gegend rannte, war kaum wiederzuerkennen. Das Hemd war blütenweiß und frisch gestärkt, die Hose gebügelt und die Halbschuhe so blank gewienert, dass man sich darin spiegeln konnte. Smoky war frisch gebadet und rasiert und roch drei Meilen gegen den Wind nach Veilchen. Sogar die obligatorische, ewig qualmende Maiskolbenpfeife schien diesmal zu Hause geblieben zu sein.

»Alle Wetter«, sagte der Marshal. »Wenn man dich so ansieht, weiß man gar nicht, wer von uns beiden nun der Bräutigam ist.«

Smoky, den das Lob mindestens einen halben Yard größer gemacht hatte, nestelte verlegen am Hemdkragen und sagte: »Tja, es kann schließlich nicht jeder so gut aussehen wie ich.«

Dann trat er an den Schreibtisch und holte aus einer Schublade eine Flasche Whisky hervor. Er schenkte zwei Kaffeetassen halb voll und reichte eine davon Crown.

Der Marshal verzog das Gesicht. »He Smoky, weißt du eigentlich, wie spät es ist? Linda frisst mich, wenn ich an unserer Hochzeit bereits morgens nach Schnaps rieche.«

»Papperlapapp«, wehrte der Oldtimer den Einwand des Marshals ab. »Erstens kommen wir so jung nie mehr zusammen, zweitens ist das dein letzter Whisky als Junggeselle und drittens wird Linda nichts merken. Da habe ich vorgesorgt.«

Bevor Crown nach dem Warum fragen konnte, verschwand Smokys Rechte in der Hosentasche. Als sie wieder zum Vorschein kam, lag ein halbes Dutzend weißer Pillen in seiner Hand.

»Das sind Pfefferminzpastillen«, erklärte Smoky, während er mit vorgerecktem Kinn auf die eiförmigen Gebilde deutete. »Ich hab sie von Doc Murphy. Der Quacksalber behauptet, dass die eserischen Öle oder wie das heißt selbst den Gestank eines toten Hundes überdecken, der zwei Wochen lang in der prallen Sonne gelegen hat.«

Crown stand einen Moment lang da und blickte abwechselnd auf die Pastillen und den Whisky in seiner Hand, dann hob er die Tasse und prostete Smoky grinsend zu.

»Cheers, du altes Haus. Du hast mich überzeugt.«

Während sich Crown seinen letzten Jungesellenwhisky genehmigte, lief Abigail Stevenson, die Vorsitzende des Frauenvereins von Rath City, nur wenige Hundert Yards von seinem Büro entfernt wie ein gefangener Puma in der Küche von Lindas kleinem Schulhaus umher.

Dabei tupfte sie sich zum gefühlt einhunderttausendsten Mal mit dem weißen Leinentüchlein aus ihrer Handtasche den Schweiß von der Stirn.

Schließlich blieb sie in der Mitte des Raumes stehen,

stemmte die Hände in die Hüften und bedachte Henry Mason, den Büchsenmacher, der als Crowns bester Freund den Trauzeugen spielen sollte, mit einem vorwurfsvollen Blick.

»Ich verstehe nicht, wie Sie so ruhig dasitzen können!«

»Warum nicht?«, erwiderte Mason und zuckte die Achseln. »Schließlich heirate ich doch nicht.«

Abigail Stevenson, welche die Aufgaben einer Brautmutter übernommen hatte, da Linda nach dem Tod ihrer Eltern und ihrer Lieblingstante in Fort Elliott keine Verwandten mehr in Texas besaß, starrte den Pferdezüchter an, als ob sie der Schlag getroffen hatte.

Sie japste nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen und fuchtelte mit den Händen, als versuchte sie, unsichtbare Fliegen zu fangen.

»Mister Mason!«, erwiderte sie pikiert. »Ich muss doch sehr bitten. Eine Eheschließung ist eine heilige Prozedur, über die man keine Witze macht. Wissen Sie überhaupt, was Ehe bedeutet?«

»Ja«, sagte der Büchsenmacher trocken. »Die Abkürzung von Errare humanum est, Irren ist menschlich.«

Bevor die Frau endgültig die Fassung verlor, erhob sich Mason aus seinem Stuhl und ging von lauten Stimmen angelockt zum Fenster hinüber.

»Wie lange dauert das denn noch, bis die Braut endlich fertig ist?«

»Warum?«

»Wenn Linda sich nicht beeilt, sind alle in der Kirche, nur die Braut nicht.«

»Blödsinn! Die Trauung beginnt doch erst in einer Stunde. So, wie ich die Bürger unserer Stadt kenne, werden die-

se keine Minute vorher in die Kirche kommen.«

Mason deutete aus dem Fenster und bedachte die Frau mit einem vorwurfsvollen Blick.

»Ach ja, und was ist dann das da?«

Abigail Stevenson zog eine Grimasse und wollte sich gerade brüskiert abwenden, als sie irgendetwas in Masons Augen verharren ließ. Mit einer schnellen Bewegung, die man ihr aufgrund ihrer Körperfülle nicht zugetraut hätte, kam sie an die Seite des Büchsenmachers.

Einen Moment lang blickte sie schweigend aus dem Fenster hinaus auf die Straße, auf der immer mehr festlich gekleidete Menschen zu sehen waren, die sich Richtung Kirche drängten, dann fuhr sie sich hektisch mit dem Taschentuch über das Gesicht.

»Oh mein Gott!«, stammelte sie. »Oh mein Gott, oh mein Gott!«

»Der hilft Ihnen jetzt auch nicht mehr«, sagte Mason und sah kopfschüttelnd zu, wie die Frau davonrauschte, um im nächsten Moment wie verrückt am Knauf zu Lindas Schlafzimmertür zu rütteln.

»Linda, mein Kind, um Gottes willen, beeil dich! Die Leute gehen schon alle in der Kirche.«

Was Abigail Stevenson sonst noch sagen wollte, blieb für immer ihr Geheimnis, denn genau in diesem Augenblick öffnete sich die Tür und Linda erschien auf der Schwelle.

Ihre schlanke Gestalt war in einen Traum von einem Kleid gehüllt und der gehäkelte, weiße Spitzenschleier, der ihre dunklen Haare bedeckte, war mit blutroten Wildrosen besteckt.

Ihre Schleppe, die mindestens drei Yard maß, wurde von vier weiß gekleideten Mädchen gehalten, die alle Schülerin-

nen ihrer Klasse waren.

»Beruhige dich, Abigail, ich bin ja schon fertig«, sagte Linda gelassen, während Abigail und der Büchsenmacher wie gebannt dastanden und sie bewundernd musterten.

Ihr Anblick brachte selbst die Augen eines so eingefleischten Junggesellen wie Henry Mason zum Glänzen.

Das Orgelspiel in der kleinen, presbyterianischen Kirche von Rath City war noch keine zwei Sekunden verstummt, als Linda Wentfort und Jim Crown vor dem Traualtar knieten und die Stimme von Rufus O'Keefe donnernd durch das Kirchenschiff hallte.

Der Pfarrer der kleinen Gemeinde von Rath City begann ohne Umschweife jenen Text vorzutragen, der sicher auch noch in tausend Jahren – oder jedenfalls solange es noch Menschen gibt – seine Gültigkeit besitzen sollte.

»Und so frage ich dich, Linda Wentfort, willst du ...«

»Nein!«

Die Köpfe der Menschen flogen herum.

Ein ungläubiges Murmeln ging durch die Reihen der Anwesenden. Reverend O'Keefe blickte auf. Eine zornige Falte zierte seine Stirn, während er die sechs Fremden musterte, die es wagten, die Zeremonie zu stören.

»Was soll das, Männer! Seid ihr verrückt geworden? Wie könnt ihr es wagen, eine Trauung zu unterbrechen!«

»Halt die Schnauze, Pfaffe!«, knirschte William Kane und deutete anklagend auf Jim Crown.

»Weißt du denn nicht, dass dieser Mann da ein gemeiner Mörder ist? Er hat erst vor Kurzem zwei junge, hoffnungs-

volle Menschen kaltblütig erschossen!«

O'Keefe kam um den Altar herum und blickte Kane missbilligend ins Gesicht.

Er wusste längst, wenn er da vor sich hatte.

»Wenn du damit auf deine beiden Söhne anspielen solltest, wäre ich an deiner Stelle vorsichtig mit dem, was du sagst. Nicht der Marshal sondern Billy und Wilbur waren gemeine Mörder!«

»Du kannst mich mal, du verdammter Bibelträger«, keuchte William Kane. »Ich bin nicht den weiten Weg hierher gekommen, um mir deine frommen Sprüche anzuhören. Ich bin hier, weil ich Crown für das, was er getan hat, töten werde!«

»Das wirst du nicht! Wir sind hier schließlich in einer Kirche!«

»Na und?«, lachte der Verbrecher abfällig. »Hier drin stirbt man genauso wie draußen im Dreck der Straße!«

»Nein!«, schrie Linda und stürzte sich mit brennenden Augen auf Kane. Verzweiflung zeichnete ihr Gesicht.

»Nicht schießen!«, flehte O'Keefe beschwörend. »Um Gottes willen! Schießt nicht!«

Aber seine Worte kamen zu spät.

Kanes zerrte den großkalibrigen Colt aus dem Gürtel. Noch bevor irgendeiner der Anwesenden reagieren konnte, donnerte ein Schuss. Eine grellrote Mündungsflamme schoss auf Jim zu und die Kugel hätte den Marshal sicherlich mitten ins Herz getroffen, wenn nicht Linda dazwischen gesprungen wäre.

Die Lehrerin wurde von einer unsichtbaren Riesenfaust gepackt, herumgewirbelt und vor dem Altar zu Boden geschleudert.

Frauen kreischten, Männer fluchten, Kinder schrien.

Wut stand in den Gesichtern der Menschen, aber bevor irgendjemand reagieren konnte, rannte William Kane mit seinen Söhnen aus der Kirche, während sein Bruder solange über die Köpfe der Anwesenden hinwegfeuerte und sie in Deckung hielt, bis der Abzugshahn seines Revolvers auf eine leere Kammer in der Trommel schlug.

»Sie will dich sehen«, sagte Doc Murphy tonlos und deutete hinter sich auf den Behandlungsraum.

Crown nickte, nahm den Kopf nach unten und ging mit leeren Augen an dem Arzt vorbei in das Zimmer. Drinnen zog er sich einen Stuhl heran und setzte sich neben Linda ans Bett. Sanft strich er ihr über die Stirn.

»Keine Angst, mein kleines Mädchen«, flüsterte er. »Es wird alles wieder gut.« Dann küsste er sie zärtlich auf die Stirn.

Linda schlug die Augen auf und lächelte. »Natürlich, es ist doch nur ein Kratzer. So eine Kugel wirft doch eine Wentfort nicht um.«

»Nicht reden«, sagte Jim und küsste sie erneut. »Du musst jetzt schlafen, du musst wieder zu Kräften kommen. Deine Schüler wollen dich schließlich nach den Sommerferien wieder hinter dem Lehrerpult sehen.«

Für einen Moment glättete sich ihr schmerzverzerrtes Gesicht und ihre Augen schimmerten glücklich. »Das werde ich auch«, behauptete sie und versuchte sich im Bett aufzustemmen.

»Ich ...«, sagte sie noch, dann durchlief ein Zittern ihren

Körper.

Ein Stöhnen entrang sich ihrer Kehle und ihr Kopf fiel zur Seite.

Wer sie jetzt ansah, konnte denken, dass Linda schlief. Aber Jim wusste es besser!

Allzu deutlich sah er die gebrochenen Augen seiner Verlobten vor sich.

Seine Tränen tropften auf ihr Gesicht, als er sich zu ihr hinunterbeugte und ein letztes Mal mit seinen Fingern in ihrem Haar spielte.

»Sorry, aber ich sollte kurz den Verband wechseln«, sagte Doc Murphy, der mit frischen Leinentüchern wieder ins Zimmer gekommen war.

Jim schüttelte müde den Kopf.

Seine Stimme klang, als wenn jemand mit einer Drahtbürste den Rost von einem Eisenrohr schrubbte.

»Vergiss es, Doc. Da, wo sie jetzt ist, braucht sie keinen Verband mehr.«

Dann stand er auf und ging mit feuchten Augen aus dem Zimmer.

Smoky und Mason sowie noch etliche andere Bürger der Stadt, die vor dem Haus standen, senkten betroffen die Köpfe.

Sie ahnten, was geschehen war.

Trotzdem warteten sie, bis Crown stumm im Marshal Office verschwunden war.

Dann stürmten sie die Praxis.

Zwei Tage lang lag eine lähmende Stille über der Stadt.

Linda war tot und die Kanes entkommen.

Der perfide Plan der Mördersippe war komplett aufge-

gangen.

Niemand hatte damit gerechnet, dass sie während der Trauung zuschlagen! Niemand in der Kirche war bewaffnet und niemand hatte geglaubt, dass es Menschen gab, die so verroht und verdorben waren, dass sie sogar in einer Kirche um sich schießen würden.

Als die ersten Hochzeitsgäste reagierten und ein Aufgebot zusammenstellten, hatten die Kanes bereits eine Stunde Vorsprung.

Genug, um damit in der unwirtlichen Bergwelt der Cap Rocks zu entkommen.

»Was hast du jetzt vor?«

Jim Crown drehte den Kopf und starrte Henry Mason aus leeren Augen an.

Dabei deutete er beinahe anklagend auf Lindas Grab, das von einem Meer von Prärieblumen bedeckt war.

»Was wohl? Ich werde das tun, was jeder andere Mann an meiner Stelle tun würde. Ich werde heute Mittag wie angekündigt meinen Stern zurückgeben und dann nach den Männern suchen, die mir und Linda das angetan haben. Ich werde es diesen Scheißkerlen heimzahlen, doppelt und dreifach! Sie werden von jetzt an keine ruhige Minute mehr haben. Ich werde sie töten, alle! Das ist das Mindeste, was ich für Linda noch tun kann.«

»Da ist nicht gut«, sagte Mason betroffen. »Wenn du den Stern abgibst und sie jagst, um sie zu töten, bist du im Prinzip nicht besser als sie. Denk nach und vergiss deinen Hass. Hass ist ein schlechter Ratgeber, denn Hass führt in die

Hölle.«

»Spar dir deine Worte, du kannst mich nicht mehr umstimmen. Keiner kann das.«

Der Büchsenmacher blickte seinen Freund traurig an. »Das ist nicht gut. Du weißt, wo dich dein Weg hinführen wird?«

»Es ist mir gleichgültig.«

»Dir vielleicht, aber Linda nicht. Sie hätte bestimmt etwas dagegen gehabt.«

Crowns Kopf ruckte hoch. »Verdammt Henry, soll ich ihre Mörder vielleicht entkommen lassen?«

»Nein, aber du sollst auch nicht den Stern ablegen. Nur er verhindert, dass du dich mit diesen Mördern auf eine Stufe begibst.«

»Dieses Stück Blech?« Crown lachte gallig und zeigte mit dem Daumen auf das Abzeichen an seiner Brust. »Das Ding ist bei dem, was ich vorhabe, genauso nützlich wie ein Pfund Büffelscheiße. Es ist wertlos, sobald ich den Stadtrand verlassen habe, denn dort enden meine Befugnisse als Town Marshal. Also, was soll ich damit, wenn ich die Kanes verfolge? Ihn mir in den Arsch schieben?«

»Ich hatte auch nicht diesen Stern gemeint, sondern einen anderen«, sagte Mason, der sich krampfhaft bemühte, die Verzweiflung in den Worten seines Freundes zu überhören.

Crown, der sich gerade abwenden wollte, hielt mitten in der Bewegung inne und starrte den Büchsenmacher verwundert an. »Was für einen anderen?«

»Ich dachte eher an den Stern eines US-Marshals. Damit hast du das Recht nicht nur in den angrenzenden Countys auf deiner Seite, sondern in ganz Texas.«

»Wer hat dir denn den Floh ins Ohr gesetzt?«

»Cape Wellington, der Countysheriff persönlich. Der Gouverneur sucht schon seit Monaten händeringend nach guten Männern und Cape weiß besser als jeder andere, wie gut du bist. Ich an deiner Stelle würde mir das noch einmal überlegen. Schon allein um deiner alten Freunde in Rath City willen.«

»So viel Zeit habe ich nicht mehr, wenn ich die Fährte der Kanes nicht verlieren will. Ich reite spätestens morgen Mittag los.«

»Das trifft sich ja gut«, sagte Mason und grinste verschmitzt. »Wellington kommt nämlich schon morgen früh nach Rath City. Wie ich erfahren habe, hat er deine Ernennungsurkunde zum Marshal bereits in der Tasche.«

»Du gottverdammter Hurensohn«, sagte Crown, während Mason erleichtert registrierte, dass im Gesicht seines Freundes zum ersten Mal seit zwei Tagen wenigstens wieder der Ansatz eines Lächelns zu erkennen war.

Sie standen Schulter an Schulter auf dem hölzernen Vorbau des Marshal Offices.

Smoky Bennett, der Deputy, Henry Mason, der Büchsenmacher, O'Keefe, der Pfarrer und Jonny Dixon, der Berufsspieler aus den Golden Palace Saloon.

Schweigend sahen sie zu, wie Crown langsam aus der Stadt nach Norden ritt.

»Was meint ihr?«, fragte Smoky schließlich. »Werden wir ihn wiedersehen, wenn er sich die Skalpe der Kanes geholt hat?«

»Ich glaube nicht«, erwiderte Mason, nachdem er sich einige Sekunden lang nachdenklich hinter dem Ohr gekratzt hatte. »Es gibt Männer, die finden nie Ruhe. Jim ist einer von ihnen. Nach der Sache mit Linda wird er nie wieder der Alte sein. Schätze, die Halunken in Texas müssen sich in Zukunft warm anziehen. Einen gnadenloseren Marshal als ihn hat es wohl noch nie in diesem Land gegeben.«

Dixon nickte. »Henry hat recht. Ich glaube auch nicht, dass wir ihn noch mal wiedersehen. Es sei denn, er kommt vorbei und besucht Lindas Grab. Ansonsten wird er so lange hinter Verbrechern herjagen, bis er unter der Erde liegt.«

»Und selbst wenn er zurückkommt, wird er für uns von nun an ein Fremder sein«, behauptete der Reverend. »Ich habe in seine Augen gesehen. Jim Crown, den Town Marshal von Rath City, gibt es nicht mehr. Der Mann, den ihr da wegreiten seht, ist ein anderer Crown. Härter, kälter und gnadenloser, als ihr es euch jemals vorstellen könnt.«

Inzwischen hatte Jim den Stadtrand erreicht und war nicht mehr zu sehen. Nur das schwache Pochen, den der Hufschlag seines Pferdes verursachte, hing noch in den Straßen.

»Machs gut, alter Junge«, sagte Smoky beinahe tonlos und drehte sich rasch zur Seite.

Niemand sollte den feuchten Schimmer in seinen Augen sehen.

ENDE

Auf ein Wort, Amigos.
Die Geschichte ist noch nicht zu Ende.
Das nächste Abenteuer wartet schon.
Es trägt den Titel *Ein Revolver für die Rache*.
Seid also dabei, wenn Crown die Mörder von Linda jagt.

Euer C. C. Slaterman

